

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 10 (1906)

Artikel: Sonnenscheinchen [Fortsetzung]
Autor: Baumann, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574878>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

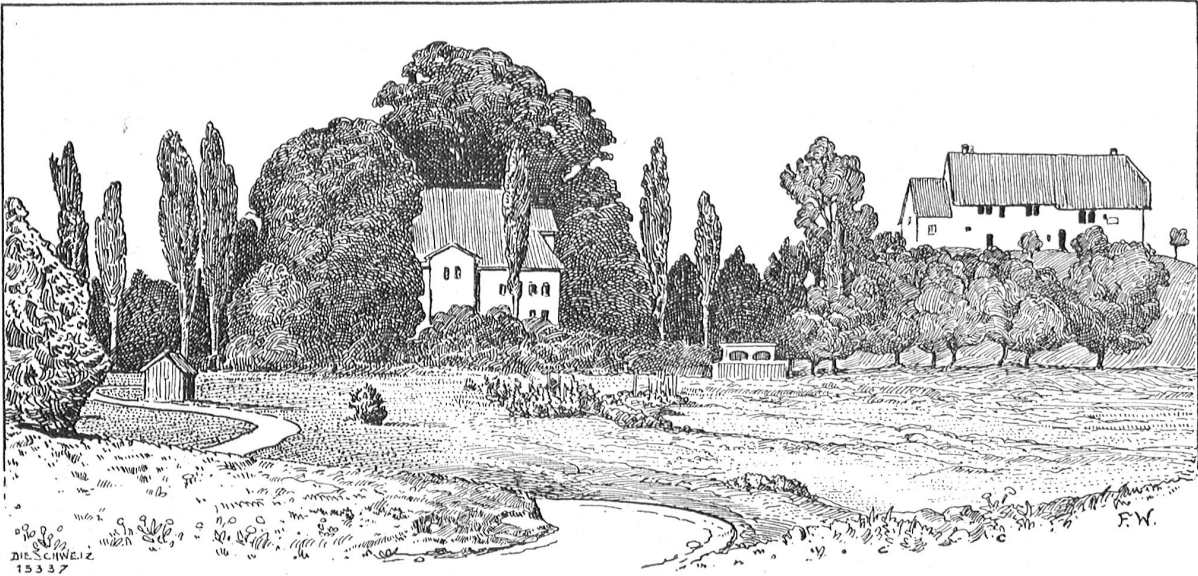
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Sonnenscheinchen.

Ein Reiseroman in Bildern von Rudolf Baumann, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung).

Mancher, der sonst gar nicht das Laster hatte, nahm aus Langeweile einen Frühshoppen. Die Hitze mußte das entschuldigen. Und dann . . . Es ist zwar ein alter Witz, aber immer wahr: Viele Menschen unterscheiden sich hauptsächlich dadurch vom Tier, daß sie auch trinken können, wenn sie keinen Durst haben.

Die kindlichen Spiele sind nicht zu vergessen.

Das Werfen mit eisernen Talern in ein metallenes Froschmaul und mit Sandfäcken auf eine nummerierte Holztafel, das Schieben runder Platten nach einem karierten Feld, der Sport mit dem Seilring und all die andern Unterhaltungen machen auf die Länge keinen Spaß, wenn man immer allein die Ehre zum Pfand einsetzt.

Viele Leute wollen sich nur am Abend oder gar nie Geld abnehmen. Man kommt also bald dazu, kleine unschuldige Getränke zu verwetten. So begannen sie schon am Vormittag Gläschen voll Süßwein oder Portionchen Alkohol in anderer Form zu sich zu nehmen und beinahe unbewußt ihre Gesundheit mit Mitteln zu schädigen, die sie unter andern Umständen, auf dem festen Land, mit Abscheu und voll Würde von sich gewiesen hätten.

Große Schuld trugen die leckern Bemmchen am Vor- und Nachmittage. Mit einladender Gebärde präsentierte der Steward auf glänzender Platte ein Mojait in Rot und Braun. Zarte Fleischöne leuchteten auf weißem Buttergrund. Es duftete vornehm und — kostete nichts.

Mancher gute Vorsatz ging in die Brüche. Nur die starken Charaktere und die besonders Mäßigen widerstanden hartnäckig den Lockungen.

Oh, die vielen Früchte und Sorbets! Immer waren sie gekühlt und für jeden bereit. Man wurde raffiniert

und genoß im Extrakt. Einige Damen preßten Mengen Drangen in große Gläser aus und führten den goldenen Saft mit Eis vermischt auf Deck mit sich.

Wahr ist, daß hie und da ein kleiner Küchenfehler vorkam. In der Hitze läßt sich nicht alles so vollkommen herstellen wie im kalten Klima. Vielleicht war auch manchmal der Fisch nicht ganz tadellos und das Wild etwas zu wild; aber man bekam so vielerlei und das so oft, daß ein hungriger Magen immer Auswahl genug fand, um nach seinem Geschmack satt zu werden.

Man lernte sich auch näher kennen, was oft kein Vorteil ist.

Von morgens bis abends und bis in die tiefe Nacht hinein immer beisammen, Tage und Wochen in einem Hotel, ohne ausgehen zu können, das kam sonst nie vor. Nicht einmal an einem Kurort war es möglich. Doch hier, wo die kleinen engen Kabinen, in denen die Hitze verankert schien, nur zum Schlafen und Kleiden dienten, tat man alles unter den Augen der andern. Man las, man schrieb, spielte, machte Handarbeiten, schwitzte, ruhte, schlummerte, alles unter den Augen der Mitreisenden, direkt neben ihnen, zwischen ihnen, von ihnen überwacht, kontrolliert, bespottet, belächelt, verhöhnt und bedauert.

Eine schöne Gelegenheit, Menschen kennen zu lernen! Für viele war es überhaupt die einzige Gelegenheit während ihres ganzen Lebens, die eigene Spezies genauer zu studieren. Im Hause, in der Familie ist man in seinem Urteil befangen. Man sieht falsch, mit den Augen der Liebe oder doch der Freundschaft. Der gute Arzt behandelt seine kranken Kinder nicht selber, weil er weiß: er ist nicht unparteiisch. Und wo lernt man denn sonst Menschen kennen? Im Wirtshaus etwa? Auf Bällen? Auf der Straße? Ja, vielleicht, aber doch meist nur die im Wirtshaus, jene auf Bällen und andere auf der Straße und nicht einen von Sonnen-

aufgang bis abends spät in all seinen Handlungen und all seinen Eigentümlichkeiten.

Aber hier! Morgens früh schon waren sie kaum bekleidet auf dem Deck, Bewegung suchend. Beim Frühstück konnte man ihre Leibspeisen zählen. Man sah, was sie laßen, mit wem sie sprachen, was sie tranken, wann sie schliefen, wie ihre Launen wechselten, wie sie sich räusperten und wie sie spuckten. Man hörte sie lachen, schreien, weinen, singen, Unsinne reden und Weisheit verzapfen.

Natürlich ganz sind die komischen Käuze ja nie zu erkennen, dazu verstellen sie sich zu gut und sind zu verschieden; aber hie und da sieht man wieder ein ganz neues Blüthen sprossen. Dort stoßen zierliche Teufelshörnchen unter dem Hut aus, und ein andermal hängt gar die Quaste eines währschaffen Schwanzes unter dem Rock vor. Ja, es ist lustig, und oft sieht man sich selbst wieder im Spiegel der andern, vielleicht seltsam verquollen und verzerrt, aber doch ähnlich, oder man begegnet eigenen Tugenden an Fremden und freut sich seiner Güte.

Dann bemerkt man, wie jeder seinen Vogel im Käfig hegt und pflegt, wie allen ein bißchen Wahnsinn oder ein Stückchen Berrücktheit anklebt.

Der läßt ihn frei und offen hüpfen und flattern, daß er bald da und dort hervorguckt und lustige Sprünge macht. Ein anderer verbirgt ihn eifrig, schämt sich seiner, kennt ihn, sucht den Vogel zu unterdrücken und zu vernichten; aber, wenn er schon meint, er sei verschwunden und abgetan, guckt er ihm auf einmal aus dem Kragen oder piepst zum Aermelloch heraus und ist so lebendig wie nie zuvor. Andere mästen unbewußt ein dickes, faules Federvieh mit allem, was es gern hat, und tragen es ohne Scheu mit sich herum. Wieder andere sind wie ein Verzierbild im Sonntagsblatt. „Wo ist die Katz?“ heißt es da. Man sucht und sucht vergebens unter Bäumen oder auf dem Hausdach, dreht und wendet das Blättchen, und zufällig entdeckt man auf einmal, lächerlich deutlich, ein mächtiges Tier, das den ganzen Horizont einnimmt. So tragen auch die ihren Vogel herum. Niemand achtet ihn erst. Man sucht und zweifelt. Sollte er allein keinen haben? Doch — eine unbedachte Wendung, ein Versehen, und er steht groß da. Haha! Der trägt einen ganzen Marabu in sich, steht in den Schuhen und schaut mit gravitätischer Würde zu den Augen hinaus.

Die Leidenschaft in eigener Person sitzt im höchsten Mastkorb, hat ein Bündel Schnüre in den Händen und läßt die Menschlein unten nach ihrer Laune tanzen.

Jeder ist Zuschauer und Puppe zugleich. Viele haben ihre helle Freude an dem Marionettentheater und fühlen selbst oft ihren Faden zucken; ihrer mehr noch verstehen nichts von dem muntern Spiel, ärgern sich nur über die tollen Sprünge der andern und führen darum gerade einen um so kunstvollern Hopser auf.

* * *

In der zweiten Klasse aß man auch viel und gut; aber das graue Tier machte dort etwas weniger Beute, weil im Durchschnitt die Mägen besser waren und weil manch einer das Gefäß hatte, entsprechend dem Fahrpreis dürfe hie und da etwas mangeln. Aber die wirklich Unzufriedenen vertraten ihren Standpunkt um so energischer. Sie meinten, man dulde und verachte sie,

lasse sie den Abfall von der ersten Klasse essen und behandle sie minder freundlich, weil sie weniger bezahlen.

Die Soldaten im Zwischendeck waren am wenigsten verseucht. Mit weiser Vorsicht wurden sie jeden Tag ein paar Stunden in Bewegung gesetzt, klopfen Gewehrgriffe auf dem Sonnendeck und mußten bei der zunehmenden Wärme und Feuchtigkeit ihre volle Andacht auf rostige Waffen und schimmelnde Uniformstücke konzentrieren. Unter der Hitze litten sie schrecklich; aber die kam von oben und blieb unabänderlich. Zudem waren sie gewohnt in Herden zusammenzuliegen und sich zu dulden.

Die Dame mit dem Hündchen machte den Anfang. Es war beim Essen furchtbar warm. Die elektrischen Ventilatoren warfen nur laue Winde über die Tafel. Auf der Sonnenseite blieben die Jalousten unten. Das hinderte etwas den wohlthuenden Durchzug, aber schien nötig; denn sonst wäre das Flimmern der See augenmordend in den Saal gedrungen. Trotzdem hüpfte hie und da ein greller Kringle über die Decke oder bligte auf den Tischen.

Sie hatte gar keinen Appetit und war in der gereiztesten Stimmung. Die Nachbarn bekamen fast keine Antwort.

Aufspringliche Fleischdüfte hingen noch in der Luft. Sie hatte erst an einer Artischocke herumgepickt und sonst gar nichts berührt. Jetzt wurde irgend ein spezifisch norddeutsches Gericht aufgetragen, das die Lloydküche für Liebhaber in besonderer Güte herstellt. In Holland galt diese Speise als Volksnahrung der niedern Schichten.

Die Dame mit dem Hündchen wippte aufgeregt mit dem Näschen, wurde rot und wieder blaß, warf entzündete Blicke um sich, stund ostentativ auf und sagte ziemlich laut: „Das ist Kulifutter! Es wird immer schlechter, rein nicht zu genießen!“ Dann rauschte sie aus dem Saal.

Der Kapitän war nicht anwesend; aber der erste Offizier schickte ihr wütende Blicke nach und murmelte etwas in den Bart, das einem plattdeutschen Fluch nicht unähnlich klang.

In der Ecke der Maschinisten und Intendanten erhob sich ein zustimmendes Murren. Jemand erinnerte sich plötzlich daran, daß die Nebhülser außerordentlich anrühlich gewesen waren. Wer viel davon gegessen hatte, verteidigte diese Vögel mit Energie. Was noch zur Tafel kam, wurde mißtrauisch untersucht und vielfach bekrittelt. Das Eis schmeckte fast jedermann sad; es war zuviel Wasser darin. Das Konfekt schien vertrocknet, der Kaffee verbrannt.

Nachdem die Dame mit dem Hündchen den Anfang gemacht hatte, gewannen die andern auch Mut. Wer eben noch zauderte, eilte mit wehenden Fahnen ins Lager der Rörgler. Helden erstanden.

Am Abend hatte die Revolution schon große Fortschritte gemacht. Mit grimmen Blicken, Ekel in den Zügen ließen ganze Reihen verschiedene Platten unberührt an sich vorbeigehen. Ein angefaulter Apfel legte glänzendes Zeugnis für die Korruption der Speiseverwaltung ab.

Ein holländischer Pflanzler hatte die Unvorsichtigkeit, das Essen recht gut zu finden. Er wurde mitleidig und verächtlich angesehen. Er sei wohl ein arger Bauer

und habe nie zuvor in einem anständigen Lokal diniert, meinten die Unzufriedenen unter sich. Bruno der Dumme wollte ziemlich sicher wissen, seine Nahrung bestehe in Java hauptsächlich aus Affenfleisch und Negerhirse.

Ja, Bruno der Dumme war auch dabei. Nicht daß er besonders unzufrieden gewesen wäre. Nein, es schmeckte ihm immer noch recht ordentlich; aber so eine schöne Gelegenheit, zu reklamieren und sich zu empören, konnte er nicht unbenuzt vorbeigehen lassen. Sonst mußte er sich ja immer ducken. Aber hier? Ja warum denn nicht? Erstens war der Lloyd eine unmilitärische Einrichtung, ganz mit Zivilisten besetzt, und zweitens schämte er sich ordentlich, nicht auch mitzutun, weil man hätte denken können, er sei an rohe und grobe Nahrung gewöhnt.

Im Rauchzimmer sprach man auch viel über das Essen. Es herrschte gerade keine Fehde; aber man bildete zwei Parteien und hatte ziemlich scharf abgegrenzte Meinungen.

Der lange Doktor, der eben erschien, wurde von verschiedenen Leuten um Auskunft angegangen. Er sollte sagen, inwiefern diese oder jene Speise gesundheitschädlich wirken könne, was für Erscheinungen sie hervorrufe, u. s. w.

Ein verlorenes Lächeln flog über sein unschönes Gesicht. Es war ihm unmöglich bestimmte Antworten zu geben; denn das Wenige, das er aß, hatte er gar nicht beachtet und nur mechanisch irgendetwas zu sich genommen. Mit der Hitze stiegen seine Leiden und seine Energie schien abzunehmen.

Hinter der Brücke, auf einem langen Rohrstuhl, lag der Kapitän und ruhte. Den weißen Leinenrock hatte er aufgekнопft. Finstere Falten fürchten seine Stirn. Soeben schlich der chinesische Boy gekrümmt wie ein getretener Hund die Treppe hinab. Erst unten, als er einen Stammesgenossen, den Wäscher, antraf, richtete er sich wieder auf, grüßte den andern an und gurgelte ihm in einer Reihe von Kehllauten zu: „Mach, daß du zur rechten Zeit mit dem Leinenzeug fertig wirst! Der große Herr ist voll Zorn, wilder als Ta-Be-Kong, der schwarze Gottteufel; in seiner Nähe fallen Blitze!“

Mit zögernden Schritten und kummervollen Zügen stieg der beleibte „Erste“ nach oben.

Als ihn der Kapitän ankommen sah, knöpfte er seinen Rock zu, richtete sich auf und brummte:

„Das fängt gut an, Pölke! Das wird noch Ärger geben. Zum Donnerwetter, hätte ich nur Ihnen nicht gefolgt und die Tanzerei in Kostüm doch abgehalten! Daß mir in meinen alten Tagen noch so was passieren muß!“

„Aber, Kapitän,“ sagte mißmutig der andere, „es war ja ganz unmöglich. Da kam doch das Telegramm in Suez, daß der Minister gestorben ist. Der einen wegen konnte man doch nicht tanzen lassen, und den nächsten Tag war der katholische Feiertag erster Ordnung; da hätten doch die andern wieder gestreift, und dann wurde es zu warm . . .“

„Ach was! Der tote Minister kann mir den Buckel hinaufsteigen. Es ist ja nicht einmal unserer. Ich sage Ihnen, Pölke: Es ist ein Jammer! Sie sollten das auch endlich wissen. Feste müssen gefeiert werden, wenn die Nörgelei losgeht. Vor Aben müssen wir noch tanzen, sonst sollen Sie mal was erleben!“

„In den nächsten Tagen unmöglich, Kapitän! Morgen steigt er auf 42° im Schatten, und wenn der Wind im Rücken anhält, geht er auch nachts nicht runter.“

„Weiß schon! Das ist ja eben die Teufelei! Aber es muß! Meinetwegen walzen wir bei Perim vorbei. Sobald der Thermometer fällt, wird getanzt. Es — wird — getanzt, doch getanzt, Pölke!“

Nach einer Pause:

„Haben Sie den Obersteward und den Koch kommen lassen? Pölke, Pölke, das tun wir nicht mehr! Tote Minister oder katholische Heilige sollen uns die Feste nicht mehr verderben. Alles zu seiner Zeit!“

Jetzt sah man den Kopf des Schiffsarztes aus der Tiefe auftauchen.

„Das fehlt gerade noch! Sie sollen sehen, Pölke: Ein Heizer ist hin!“

„Ein Heizer,“ meldete der Arzt. „Herzschwäche! Man mußte ihn vor zwei Stunden heraufholen. Es war nichts mehr zu machen. Vor ein paar Minuten ist er gestorben.“

„Hat wohl getrunken, was?“

„Nein, ich glaube nicht. Er war ein schwächlicher Kerl. Hoffentlich bleibt's bei einem.“

„Nur den Passagieren nichts davon merken lassen, sonst gibt's wieder allerlei Redereien. Um Mitternacht wird er versenkt. Tun Sie ihr Möglichstes, Doktor! Sehen Sie scharf darauf, daß die Heizer kein Bier oder Schnaps bekommen! Wenn sich einer krank meldet, so lassen Sie ihn in Gottes Namen laufen, auch wenn Sie nichts an ihm finden können! Pölke, Pölke, das kann noch nett werden!“

Der Arzt verschwand wieder, und hinter ihm stieg auch der „Erste“ mit grämlicher Miene in die untern Räume. Dabei knurrte er: „Jetzt tut der Alte wieder, als wenn ihm das noch nie vorgekommen wäre, und es ist doch jedes Jahr um diese Zeit derselbe Wis. Das Getanz nißt auch nicht immer . . . Erdäpfel und Häringsköpfe sollten die Schlemmer kriegen, sonst nichts! Laues Wasser für den Durst, das Deck selber schrumpfen und alle paar Tage ein rechter Sturm! Dann würde ihnen das Essen wieder schmecken nach der Schüttelei . . . Sie wären auch wieder verträglicher untereinander. Und das sag' ich! Der Heizer taucht nicht allein. Ich habe so meine Ahnungen, ja meine Ahnungen!“

Koch und Obersteward wölbteten sich gegen den donnernden Schiffszens. Das Paar versuchte militärische Haltung anzunehmen, aber keinem gelang es zur Zufriedenheit; denn der Leib ward schlechterdings bei beiden nicht einzuziehen. Bei „Brust raus!“ ging er immer mit.

Ermahnend und strafend klangen die Worte der wohlüberlegten Rede. Erst galt sie für beide, bald aber leerte sich die Schale des Zorns nur noch über den Koch, dessen Gesicht von unterdrücktem Ärger immer röter und runder wurde. Er hatte schon zweimal den Preis erhalten, welchen der Lloyd denjenigen Köchen der großen Linie gibt, die im Verhältnis zur Passagierzahl am billigsten arbeiten. Was ihm in Bremen zum Ruhm gereichte, ward in diesen trüben Zeiten ein Stein des Strauchelns.

„Ich soll Ihnen wohl mit meinem Rücken die Prämie abverdienen?“ knurrte der Alte. „Sie wollen

uns wohl zu Schanden sparen? Wenn das so fortgeht, so können Sie nächstens Stellung in einer Volksküche suchen und mit Maschinendöl kochen, u. s. w.“

Dem Obersteward wurde noch besonders eingeschärft, mit seinem Stab ja recht acht auf die fertigen Speisen zu haben, alles Arrückige zu revidieren und Meldung davon zu machen.

Im Rang stand der Obersteward höher; aber der andere war beim Abstieg doch tief darüber gekränkt, daß er vor seinem Freunde eine Nase erhalten hatte und daß der gewissermaßen den Aufpasser spielen sollte. Ohne Abschied trennten sie sich bei der Treppe zur Küche. Aber es sollte noch besser kommen.

Den nächsten Tag stieg der Thermometer wirklich auf 42° C. im Schatten.

Es war zum Wahnsinnigwerden. Die meisten Damen lagen stöhnend auf ihren langen Stühlen, und die Herren taten desgleichen oder drückten sich seufzend von Ort zu Ort. Nur einige besonders Mutige spielten schweißüberströmt verschiedene Deckspiele; aber es dauerte nicht lange, bis sie aufhörten.

Das schwarze Hündchen hatte einen Entschluß gefaßt. Von tödlicher Langeweile gepeinigt, wollte es den unbekanntem Stammesgenossen auf dem Sonnendeck einen Besuch machen. Seinem Instinkte folgend versuchte es, die steile eiserne Treppe hinaufzuklettern. Wer kann sagen, was die Ursache war, die Hitze auf den Tritten, ein plötzliches Schwanken des Schiffskörpers oder ein Fehltritt? Es fiel ein paar Stufen hinunter, blieb einen Moment hängen, riß sich wieder los, plumpste auf den Boden und hinkte. Darauf gab es sein Vorhaben auf und suchte mißvergnügt seine Herrin.

Jemand, der die kleine schwarze Kröte vorbeischieben sah, meinte zu ein paar andern Reisenden: „Endlich hat er wohl einmal vom Deckmatrosen wohlverdiente Prügel für seine vielen Untaten bekommen!“

Die Fama änderte diese Meinung etwas ab, und als das Hündchen einige Stunden später affektiert hinkend vor seiner Herrin, die eben aus unruhigem Wirtagschlaf ärgerlich erwacht war, erschien, wußte man ihr schon bestimmt zu melden, ein Matrose sei der Uebelthäter gewesen.

Das schlug dem Faß den Boden aus. Das forderte Rache.

Natürlich konnte sich die Dame mit dem Hündchen nicht über den unbekanntem Matrosen beklagen; denn ihr Liebling wohnte ja nicht zu Recht in den Räumen der ersten Klasse. Auch hatte das Tier bei den meisten Passagieren schon Anstoß erregt, und sie durfte nicht hoffen, daß es bei den Körglern genug Interesse erwecke, um einen allgemeinen Protest hervorzurufen.

Aber rächen wollte sie sich doch, gleichviel an wem. Sie hielt also Cerule für die Unzufriedenen. Mit der Hitze wuchs ihr Ansehen, und in gleichem Maße wurde das Essen und die Bedienung schlechter.

Ein Grund war bald gefunden. Man beschloß das Beschwerdebuch zu verlangen. Der Obersteward wurde gerufen. Er wußte nicht, wo es war. Das Verlangen nach dem Buch wurde dringender. Der Kapitän hörte von der Sache. Das Buch fand sich. Es war noch keusch und rein. Nichtsdestoweniger schrieb die holländische Dame mit fester Hand eine geharnischte Klage hinein.

Anderere verfaßten etwas Neues, und einige unterschrieben sich nur.

Im großen Ganzen war der Aufruhr mißglückt. Viele hatten gern und gut mitgeschrieben, weigerten sich aber jetzt, zum Außersten überzugehen und zu unterschreiben.

Die Stimmung blieb gereizt. Die Protestanten zeigten eine ruhige, ernste Würde nach vollbrachter Tat. „Es tut uns leid für den Kapitän; aber es ging nicht mehr anders. Es war zu arg!“ sagten sie.

Heute hatte man genug Gesprächsstoff bis in die Nacht hinein.

Der Kapitän lief wütend herum und sprach merkwürdig viel Platt in sich hinein. Die kräftigsten Ausdrücke aus der Segelschule kamen ihm fortwährend in den Sinn. Es war, als lauerten sie bei seinen Lippen, jederzeit bereit, wenn er den Mund öffnete, hinauszuschlüpfen und die zarten Ohren der Damen zu beleidigen. Es brauchte einen ganzen Mann dazu, sie zurückzuhalten. Das war der alte Kapitän.

Einigen Bekannten gegenüber mußte er sich im Rauchzimmer aber doch Luft schaffen.

„Meine Stelle kann mich das kosten,“ sagte er halblaut. „Seit ich Kapitän bin, ist mir so etwas noch nie vorgekommen. Es wird einem immer schwerer gemacht. Hotelier soll man sein und ein Schiff nebenbei führen, die Serviette unterm Arm. In die Schweiz sollen sie einen schicken, zwei Jahre in einen Gasthof und dann auf den Dampfer! . . . Das kommt alles von den Weibern! Die ganze Geschichte kommt von der Hundemutter! Diese allein stehenden jungen Damen haben den Teufel im Leib!“ Jung sprach er mit giftigem Hohn aus. „Das ärgert sich, daß es keinen Mann hat, wird launisch und quält wieder andere Menschen. Kenn' ich! Mit der Bande habe ich schon genug zu tun gehabt. Aber das glauben sie einem doch nicht in Bremen. Ohrfeigen möchte ich mich, daß ich der Person noch erlaubt habe, ihren Flohknäuel mit in die Hütte zu nehmen! Da kommt jetzt der Dank dafür. Aber das sage ich: Uebermorgen wird getanzt, und wenn alles auseinanderfliehet wie Fruchtis! Ich will schon Leben dreinbringen; sonst fault mir die Bande noch an.“

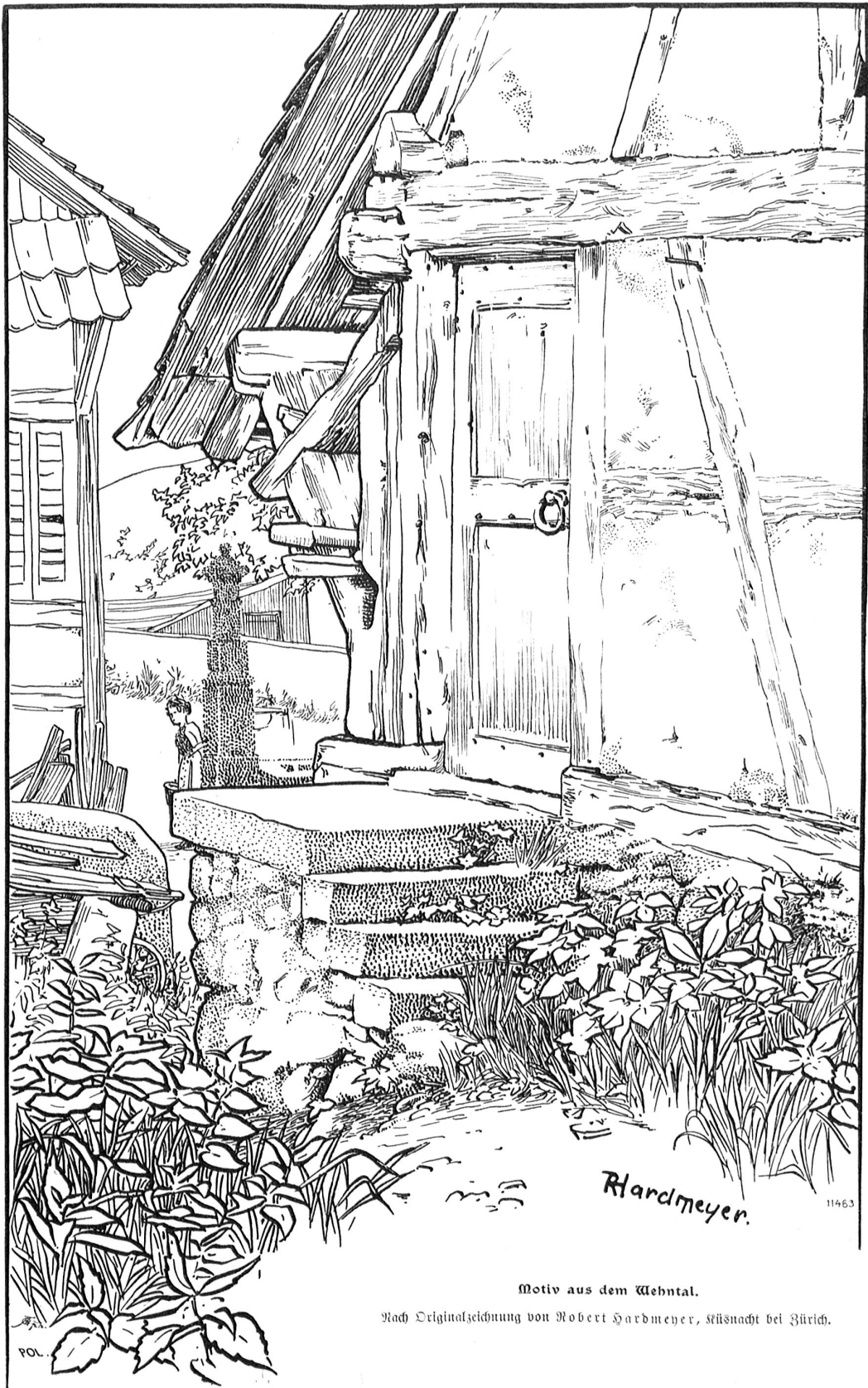
In den untern Räumen braute etwas zusammen. Ein Gewitter war im Anzug.

Der Oberkoch hatte auf einmal strenge Saiten aufgezo-gen. Die Stewards wurden nach allen Richtungen kontrolliert und konnten beinahe gar nichts mehr von den Speisen der Passagiere zum eigenen Bedarf verwenden. Dafür wurde wieder vieles als ungenießbar oder falsch ausgeführt in die Küche zurückgeschickt. Die verschiedenen dienstbaren Geister gingen an, sich zu organisieren und in zwei Lager zu verteilen.

Die Schuhputzer hielten aus schändem Eigenmutz zur Küche, die Badestewards auf die andere Seite.

Man versuchte, die Matrosen für die gute Sache zu entflammen. Die verlangten aber als Beweis des aufopfernden Zusammenhaltens erst eine Ladung Bier. Da wurde nichts daraus. Die äußersten Mittel sollten erst im Falle der Not angewandt werden.

Die Gefahr wuchs. Der Decksteward war mit einer Platte voll Eis in einem dunkeln Gang über etwas gestolpert und hatte die Nase und die Gläser zertrümmert.



Motiv aus dem Wehntal.

Nach Originalzeichnung von Robert Hardmeyer, Stätsnacht bei Zürich.

Trotz eifrigen Suchens fand man nachher nichts, was den Sturz rechtfertigte; aber die Küche war in der Nähe. Ein höhnisches Lachen tönte daraus hervor, und die Kessel und Pfannen schienen einen rohen Siegesmarsch zu klappern. Dazu sprach noch ein Küchenjunge frech und ehrenrührig von Gläserneigen und Likörresten.

Der Zustand wurde unhaltbar.

Da erstand in der höchsten Not ein Retter.

Der Zahlmeister, ein langer, bärtiger Herr, der oft sehr viel und dann wieder wenig zu tun hatte, warf sich mit Mannesmut ins Mittel. Er schwang mit Energie die Friedenspalme und faßte das Uebel beim Kopf.

Erst lud er den Oberkoch zu einem Glas Sherry in seine Kabine ein, und nachher trank er ein Gläschen Koltale mit dem Obersteward. Dann küßte er nochmals mit dem Koch und zum zweiten Mal mit dem Obersteward. Das Resultat war ein vorläufiger Waffenstillstand. Die eigentlichen Friedensverhandlungen wurden auf den spätern Abend verschoben.

Die Mitte des Zahlmeisters war ziemlich geräumig. Die eine Seite nahmen der Waschtisch, ein Schrank und die Bettkommode ein. Ueber den drei Mahagonischiebeladen streckte sich das schmale blütenweiße Lager, und darüber an der weißen Wand hingen verschiedene weibliche Porträts, mit japanischen Fächern und indischen Kuriositäten gemischt. Er nannte das die Laube seiner Bräute. Sonderbar war, daß die Damen merkwürdig verschiedene Hautfarbe zeigten. Von rechts nach links bildeten sie eine Scala vom schönsten Weiß bis zum tiefsten Ebenholzschwarz. In dem Maße, wie sie dunkler wurden, schien auch ihre Kleidung abzunehmen.

Unter der Luke lief ein breites Kanapee, und die andere Seite nahmen Stühle, ein Tisch und der Kessenschrank ein. Der Ventilator schnurrte gemächlich, und ein freundliches Licht liebte ein paar Flaschen und Gläser.

Das war die historische Stätte, wo das Streitbeil begraben wurde.

Erst erschien der Oberkoch und dann sein früherer Freund. Beide waren etwas verlegen, schwißten furchtbar, aber schauten sich versöhnlich an.

Die Verhandlungen dauerten nicht lange.

Der Zahlmeister gab jedem einen freundschaftlichen Klaps auf die stämmige Schulter und drückte ihn lächelnd auf das Kanapee. Als die beiden runden, weiß gekleideten Bälle nebeneinander die ganze Breite des Polstermöbels einnahmen, ging ein fröhliches Leuchten über ihre roten Vollmondgesichter. Sie gaben sich die Hände und sagten unisono: „Na also!“

„Oh! Ihr, ihr!“ kicherte der Vermittler und schenkte Wein ein.

Aber bald stand der Obersteward auf, machte ein wichtiges Gesicht und erhob schmunzelnd den Zeigefinger. „Einen Augenblick, gleich komme ich wieder!“

Als er zurückkehrte, schmunzelte er noch mehr. Seine Hände hielten eine Anzahl Flaschen von verschiedener Form, und hinter ihm trat ein Steward mit großen Gläsern und einem mächtigen Kübel voll Eis ein.

Lange und umständlich wurde gemischt, geschüttelt und probiert. Es glänzte golden und perlte in den großen Gläsern. Das Resultat war etwas so Vorzüg-

liches, Kühlend-erfrischendes, wie es nur wenigen ausgewählten Kennern vergönnt ist zu erzeugen.

Dann erhoben sich die drei, stießen an, und der Schöpfer des Trankes sagte stolz: „Sehen Sie, meine Herren, so was bekommt selbst ein Milliardär nicht über die Lippen, es sei denn, daß er einen tüchtigen Obersteward zum Freund hat!“

Es folgten noch mehr Auflagen, und der Friede war unten auf lange Zeit hinaus gesichert.

Zehntes Kapitel. Das Intermezzo Sarre.

Das Rauchzimmer der Ersten führte seinen Namen nur der Unterscheidung wegen. Es wurde dort zwar auch geraucht, und der Steward machte gute Geschäfte mit echten und unechten Stimmengeln; aber hauptsächlich war es die Quelle des Alkohols, an der sich die Liebhaber labten und wo die Gelangweilten ihre Geister auffrischten. Damen sah man nach Tisch auch in diesen geheiligten Hallen der Männer; aber die wenigen Exemplare, die einige Zeit seßhaft blieben, fühlten sich mehr unternehmend als behaglich. Einem Teil der ständigen Besucher waren sie ein Dorn im Auge. Man mußte während ihrer Anwesenheit die Stimme dämpfen, die Witze wurden milder, die Röcke und Westen blieben geschlossen.

Wer nicht in bunter Reihe an der Tafel saß und die Verpflichtung fühlte, seine Nachbarin oder sein Gegenüber noch über das Dessert hinaus zu unterhalten, eilte, das träge Gehirn im Rauchzimmer mit heißem schwarzem Kaffee anzuregen.

Sarre war immer einer der ersten. Er rauchte die dickste Zigarre, die der Lloyd verkaufte, und wartete auf seinen langen, glatten Landsmann. Der mußte erst seine Gattin am Arm zur Siesta führen und erschien nachher zum gewohnten Spiel. Trotz der furchtbaren Hitze waren jetzt mehr Besucher da als früher. Man bemühte sich, den Schlaf durch Kaffee und Kartendrehen zu verschrecken, um der gefährdeten Nachtruhe sicherer zu sein. Darum waren heute fast alle Plätze besetzt. Es sah aus wie in einem Großstadtkaffee während der ersten Nachmittagsstunden, nur daß Weiß anstatt Schwarz vorherrschte.

An dem großen Tisch in der Mitte wurde schläfrig über die Damen gesprochen, während nebenan Sarre in einemfort mechanisch die Karten mischte. Der Spielfreund ließ diesmal besonders lange auf sich warten.

Blauer Rauch zog hierhin und dorthin, wurde vom Ventilator gepackt, zerrieben und verweht. Es lag ein unluftiges Etwas in der Luft. Die Wärme und die bekämpfte Müdigkeit machten ärgerlich.

Eine hohe Stimme ließ sich aufdringlich hören:

„Ich habe mir die Damen alle genau betrachtet und ihre Vorzüge gegeneinander abgewogen. Bei mir steht jetzt die Sache fest. Miß Sonnenscheinchen hat gesteckt. Ohne Zweifel käme sie bei mir zuerst in Frage, wenn ich überhaupt darauf ausginge, den Liebenswürdigen zu spielen.“

Anderer Stimmen fielen ein:

„Zu jung! Zu fein! Zu klein! Ich bin mehr für das Kräftige; aber der Wahrheit die Ehre, an Lieblichkeit und zierlichem Wuchs reicht ihr keine das Wasser.“

„Stimmt. Möchte sagen außerordentlicher Liebreiz

und die Freundlichkeit selbst, immer sanft, munter, mit allen gleich, macht niemandem Avancen, meine natürlich, in allen Ehren: zeichnet keinen aus!"

"Das will ich doch nicht so fest behaupten. Ich habe scharfe Augen; aber natürlich, wenn ihr jemand besonders gefällt, geht das ja niemanden etwas an."

"So! Wen meinen Sie? Merkwürdig! Ich bin doch auch nicht blind!" hakte jemand scharf.

"Nein, so habe ich's auch nicht gemeint. Ich will gar nichts sagen. . . Hatte nur so meine Vermutungen, können auch falsch sein. . . Uebrigens, ich gebe zu, man soll über so etwas gar nicht reden."

"Schon besser!" flüsternd: „Meinen natürlich Weinmann? Hübscher Kerl, schauerhaft verliebt, aber eben sehr leicht erregt!"

"Ahup!" gähnte wer. „Immer über die Damen. Die hübscheste haben wir. Jetzt wollen wir einmal die häßlichste hernehmen!"

Er fand keinen Anklang. Allgemeine langweilige Stille. Aus der Ferne hörte man dumpf die Schraube brummen, und in den Ecken surrten die Ventilatoren. Es kamen schon andere Gedanken angeweht, als auf einmal Sarre noch eine Bemerkung machte.

Er wartete schon lange mit den Karten in der Hand und war schlecht aufgelegt.

Seine Stimme klang unangenehm klebrig und feucht.

"D! Ich finde sie gar nicht hübsch. Ich würde sie nicht heiraten, selbst wenn sie viel Geld hätte."

Die Gesichter ringsum zeigten Erstaunen und Mißvergnügen.

Jemand sprudelte heraus: „Ich glaube kaum, daß Sie jemals in Versuchung kommen."

"D," grunzte Sarre, „sie ist sehr, sehr freundlich mit mir, und ich kenne die Weiber. Wenn ich wollte. . ."

Der andere wieder: „Sie können sich doch nicht weiß machen, daß Miß Sonnenscheinchen so wahnsinnig wäre, an Sie zu denken?"

Die Zwei sprachen nicht mehr allein. Der und jener machte Bemerkungen. Man hörte ziemlich deutlich Worte wie: „Gemeinheit, Frechheit, unfroren etc."

Leutnant Weinmann war aus einer Ecke aufgestanden. Ein Freund sprach auf ihn ein und klopfte ihm öfter auf die Schulter. In der Türe erschien momentan der lange Doktor, ge-

rade, wie ein robuster Herr mit rotem Gesicht recht verständlich „Schwein" sagte.

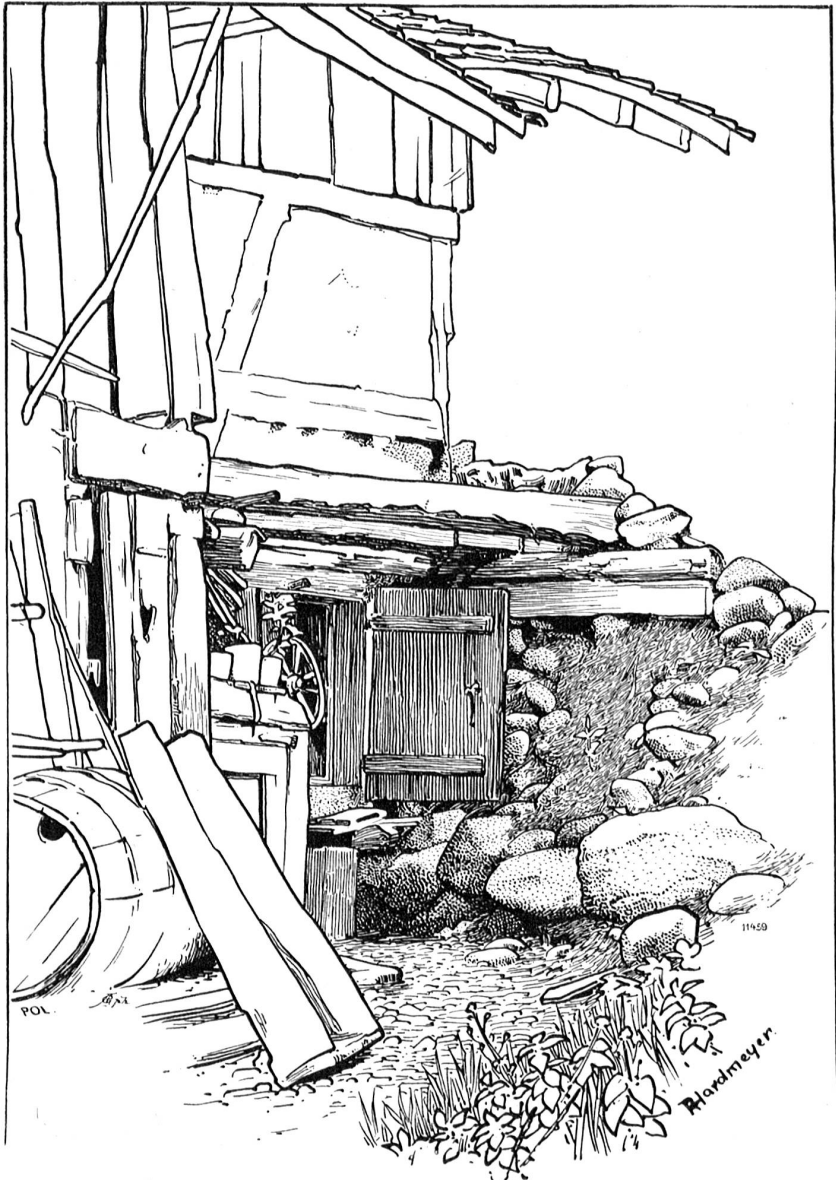
Sarre war ganz des Teufels. Er bekam einen blau-roten Kopf, fing an zu schnaufen, rollte die Augen und geiferte:

"D! Ich müßte nur meine Finger hinhalten, dann würden zehn solche und bessere anbeißen, selbst wenn gar nicht von Heiraten die Rede wäre!"

Jetzt bemühten sich zwei Freunde um Weinmann und schleppten ihn langsam fort. Der lange Doktor hatte keine Farbe mehr im Gesicht, sah aus wie ein Mörder und zitterte am ganzen Körper. Er zischte etwas durch die Zähne und schwankte weg.

Mehr Stimmen erhoben sich ringsum. Es war nicht mehr möglich, alles zu verstehen; aber rote, schweißbedeckte Köpfe fuhren durcheinander. Das Rauchzimmer verwandelte sich langsam in ein Dampfbad. Man konnte die Luft beinahe mit den Händen auspressen.

Sarre lag im Redegefecht mit einigen Herren. Er



Motiv aus dem Wehntal. Nach Originalzeichnung von Robert Gardmeyer, Müssnacht bei Zürich.



Studie von Edwin Ganz, Zürich-Brüssel,
zu nebenstehendem Gemälde: „September“.

hatte Mühe, sich mit seiner fetterstickten Stimme verständlich zu machen.

Soeben schrie er zum dritten Mal:

„Ich habe mindestens soviel bezahlt wie jeder andere. Ja! Ich konsumiere mehr Getränke und rauche bessere Zigarren als die meisten. An mir verdient der Lloyd schwer Geld. Soll ich mir deshalb lassen verbieten, meine Meinung zu sagen? Wenn Sie meinen, Sie sind beleidigt, so können Sie mich fordern auf Pistolen oder was anderes; annehmen werde ich doch nicht. Solchen Blödsinn macht man nicht mit in Amerika. Betragen Sie sich anständig!“

Darauf fluchte er nach längerem Atemholen zum dritten Mal eine Kette.

Der robuste Herr mit dem roten Gesicht war ein Pflanzer aus Malakka. Er drängte zu Sarre durch, stellte sich dicht vor ihn hin und sagte deutlich mit Nachdruck:

„Sie! Hören Sie jetzt auf mit Ihren Goddams! Ich will Ihnen etwas sagen. Ich bin zum Glück auch nicht satisfaktionsfähig und schlage Ihnen deshalb regelrecht die Nase ein, wenn Sie nicht Maul halten. Sie sind ja ein ganz unanständiger Kerl!“

Sarre wollte auffahren; aber der andere griff ihn so derb an der Schulter, daß der Dicke plötzlich ganz ängstliche Froschaugen machte, nur noch stammelte, er werde sich beim Kapitän beklagen, und dann den Schauplatz verließ.

An den verschiedenen Tischen besprach man den Fall eifrig.

„Sonderbar sind die Wege der Natur,“ sagte der Decksteward, nachdem ihm der Rauchzimmersteward den Fall erzählt hatte. „Wenn er so von dem wüsten Fräulein Müller, das nach Hongkong reist, spräche, würde sich niemand aufhalten, trotzdem sie doch sehr lebenswürdig ist und die besten Trinkgelder gibt.“

(Fortsetzung folgt).

Zwei Gedichte von Eugen Ziegler.

Junges Blut.

Und scheint mir die Sonne nimmer,
So find' ich wohl nachts einen Stern.
Und will mich die Blonde nimmer,
So hab' ich die Schwarze gern.

Und als ich die Blonde verloren
Und ihren weißen Leib,
Da fand ich bei der Schwarzen
Viel wonnigen Zeitvertreib.

Die Blonde war frei mein Schätzchen,
Die Schwarze hat einen Mann,
Und morgen fliegen die Kugeln'
Und morgen treten wir an.

Und wüßt' ich, an welcher von beiden
Ich morgen sterben muß?
Die Schwarze, die' gab mir die Liebe,
Die Blonde den ersten Kuß.

Mein Fäßlein.

Ein volles Fäßlein namm' ich mein.
Ist jäh in Stücke gegangen;
Da hab' ich eilends den fliehenden Wein
In kleine Kelche gefangen.

In Kelche von geschliff'nem Kristall,
Die hab' ich den Freunden geboten.
Die loben ihn haß und trinken ihn all
Und wollen mehr von dem Roten.

Jetzt wird's der letzte Tropfen sein.
Den Tropfen gibt's nicht wieder.
Mein rotes Blut war der rote Wein,
Und die Kelche sind meine Lieder.

